

BETSY DUFFEY

LAURIE MYERS

Wie im
Himmel
so auf Erden

Ein Gebet verändert das Leben
vieler Menschen

Aus dem Amerikanischen von Antje Balters


GerthMedien

Bekannt einander eure Sünden und betet füreinander,
damit ihr geheilt werdet.
Denn das Gebet eines Menschen,
der nach Gottes Willen lebt,
hat große Kraft.

Jakobus 5,16

Das Vaterunser

*Vater unser im Himmel.
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute
und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich
und die Kraft
und die Herrlichkeit
in Ewigkeit.
Amen.*

Matthäus 6,9-13

Kapitel 1

Vater unser im Himmel

Der erste Tag

Tief unter der Erde im Eastriver-Kohlebergwerk Nr. 23 war ein Rumpeln zu hören, das wie tiefes Donnergerollen klang.

Manny Santos spürte in seinen Ohren, dass sich der Druck veränderte, und blieb wie angewurzelt stehen. Irgendwo im Bergwerk hatte eine Kettenreaktion stattgefunden: Methangas, ein Funke, eine Explosion – der Fels war in Bewegung gekommen und stöhnte und ächzte.

Nein. Nicht so. Ich bin doch noch viel zu jung zum Sterben.

Der Boden des Stollens bebte. Eine Gesteinslawine setzte sich in Bewegung und kam auf ihn zgedonnert. Zeit wegzulaufen hatte er nicht mehr. Jetzt würde er also im Stollen begraben werden. Genau wie sein Vater.

Rechts von ihm standen Tiny und Ralph und starrten fassungslos auf die Unmengen von Geröll, die auf sie zukamen. Das Licht ihrer Helmlampen warf unheimlich anmutende Lichtflecken auf den Fels und die schwarze Kohle von West Virginia.

Seit sieben Jahren arbeiteten die Männer jetzt schon zusammen. Ralph und Tiny – der eine groß gewachsen, der andere ziemlich klein – ließen ihr Werkzeug fallen und standen wie versteinert da. Manny wappnete sich innerlich für das, was jetzt kommen würde. Der Boden unter ihnen bebte heftig, und das Rumpeln und Donnern wurde lauter.

Nein. Ich kann doch Dee und Toby nicht allein lassen.

Vor ein paar Stunden hatte er noch am Küchentresen in ihrer kleinen Doppelhaushälfte gestanden und zugeschaut, wie Dee ihm ein Salamibrot und einen Apfel für die Frühstückspause eingepackt

hatte, während sie ihre täglichen Kabbeleien ausgefochten hatten. Auch heute war sie dabei wieder in Tränen ausgebrochen. Sie hatte sich wie immer morgens, wenn sie ihm Frühstück machte, das blonde Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, genau so, wie sie es auch schon als Mädchen immer getragen hatte. Manny kannte Dee nämlich schon seit ihrer Kindheit; ihre Väter hatten bereits zusammen im Bergwerk gearbeitet.

Er war noch einmal stehen geblieben, um Toby zum Abschied einen Kuss auf den Kopf zu geben, und hatte dabei den Geruch nach kleinem Jungen und Haferflocken tief eingeatmet. Dann hatte er in die Augen seines Sohnes geschaut, die genauso blau waren wie seine eigenen und die seines Vaters. Auch die weichen schwarzen Locken hatte der Junge von seinem Vater und seinem Großvater geerbt. Dee hatte er keinen Kuss mehr gegeben, bevor er sich auf den Weg zur Arbeit machte, und beim Hinausgehen hatte er die Tür zugeknallt.

Wieso bin ich nur so blöd gewesen?

Er spürte, wie sich um ihn her die Luft veränderte.

„Aaaaah!“, brüllte Tiny jetzt. Der Schrei kam tief aus seinem Bauch, und dann spürte er eine weitere Explosion und um ihn her flogen Steinbrocken durch die Luft. Es herrschte absolutes Chaos.

Die Druckwelle der Explosion schoss durch den Stollen, hob Tiny und Ralf wie in Zeitlupe vom Boden hoch und schleuderte sie dann gegen die Stollenwand. Im gleißenden Licht der Explosion war zu sehen, dass Tinys Mund vor fassungsloser Überraschung weit offen stand und aussah wie ein großes O.

Dann wurde auch Manny selbst in die Luft geschleudert und verlor völlig die Orientierung. Er überschlug sich und prallte mehrmals auf dem Boden und an den Wänden des Stollens auf, sodass es sich anfühlte, als bezöge er eine heftige Tracht Prügel. Um ihn her war ein einziges brüllendes Durcheinander von Gesteinsbrocken und Trümmern.

Plötzlich trat eine fast unheimliche Stille ein, und dann wurde es dunkel.



Manny öffnete die Augen. Wo war er?

„Dee!“, rief er und konnte keinen klaren Gedanken fassen.
„Toby!“

Ach nein, er war ja gar nicht zu Hause. Es war stockdunkel, er hatte überall Schmerzen, und sein Kopf dröhnte.

„Nein!“, schrie er noch einmal seinen Protest heraus, ohne jedoch eine Antwort zu bekommen.

Er hatte den Geschmack von Blut im Mund und konnte jetzt langsam seine Brust und seine Beine als Haupt-Schmerzherde ausmachen.

Mitten in dem Gedanken, wie schwer er wohl verletzt war, verlor er wieder das Bewusstsein.



Dee faltete die getrocknete Wäsche – graue T-Shirts, graue Socken, alles verfärbt vom Kohlenstaub. Wie sie das Bergwerk hasste! Sie saß an dem kleinen Küchentisch, vor sich den Haufen frisch gewaschener Wäsche, die genauso grau und trostlos aussah, wie sie ihr Leben empfand.

Toby spielte in ihrer Nähe auf dem Fußboden. Dee konnte es nicht leiden, wenn Toby mitbekam, wie Manny und sie sich stritten. Sie hatte die Nase wirklich gründlich voll von Manny und dem Bergwerk. In ihren Diskussionen ging es immer um dasselbe. Sie war es unendlich leid.

Vielleicht würde Mrs Angotti ja später eine Weile auf Toby aufpassen, sodass sie laufen gehen könnte. Sie dehnte ihre Schultern und ließ sie kreisen, weil sie von der vornübergebeugten Haltung so verspannt war, und nahm dann ein weiteres T-Shirt von dem Haufen, um es zusammenzufalten. Wie hatte es eigentlich so weit kommen können, dass ihr Leben dermaßen langweilig geworden war?

Dee hörte, dass auf dem Küchentresen ihr Handy vibrierte, ignorierte es aber. Gedankenverloren strich sie sich ein paar Strähnen ihres glatten blonden Haars zurück und schaute durch das kleine verrußte Küchenfenster nach draußen. Dabei wunderte sie sich über die kleine Rauchwolke, die über dem Berg aufstieg.

Und wieder musste sie an die Auseinandersetzung denken, die Manny und sie an diesem Tag schon am frühen Morgen gehabt hatten.

„Du kannst nicht weiter im Bergwerk arbeiten, Manny. Hör endlich dort auf“, hatte sie gefordert.

„Und was soll ich deiner Meinung nach stattdessen machen?“, hatte er mit zornrotem Gesicht gefragt. „Herumsitzen wie ein Invalide?“

„Du kannst doch etwas anderes machen ... etwas, das nicht so gefährlich ist.“

„Etwas, das so sicher ist, wie du es gern hättest, gibt es gar nicht“, hatte er ebenso aufgebracht wie frustriert erwidert. „Mein Herz kann genauso gut an einem Schreibtisch stehen bleiben wie unter Tage im Stollen.“

„Aber du bist doch noch jung. Wir sind beide noch jung! Und wir müssen auch an Toby denken.“

Doch wieder einmal war er einfach aus dem Haus gestürmt und hatte die Tür hinter sich zugeknallt.

Sie hatten niemandem etwas davon gesagt, dass er den Herzbelastungstest nicht bestanden hatte, denn es konnte ihn seinen Job kosten, wenn jemand vom Bergwerk davon erfuhr. Der Arzt hatte dringend zu einer Herzuntersuchung geraten, aber Manny hatte bisher noch keinen Termin bekommen.

Ihr Mann war ein solcher Dickschädel! Dee nahm ein weiteres Paar grauer Socken von dem Wäschehaufen und schüttelte bei diesem Gedanken verärgert den Kopf. Allerdings musste sie zugeben, dass sie ihm in Bezug auf Sturköpfigkeit in nichts nachstand.

Jetzt hörte Dee den Kies in der Auffahrt knirschen und schaute von ihrem Berg Legewäsche auf. So früh kam die Post doch sonst nicht.

Dann klopfte es laut und irgendwie panisch an die Tür, und ihr war klar, dass das ganz sicher nicht der Postbote war. Sie hastete zur Tür und sah ihre Freundin Marie auf der Veranda stehen. Marie war leichenblass und so angespannt, dass ihr Mund aussah wie ein dünner Strich. Sie rang die Hände und trat vor Aufregung von einem Bein aufs andere. Es musste irgendetwas wirklich Schlimmes passiert sein.

Dees Hand zitterte, als sie versuchte, die Tür zu öffnen, und vor lauter Schreck über den Zustand ihrer Freundin gelang es ihr nicht gleich.

„Das Bergwerk!“, keuchte Marie nur völlig atemlos und folgte Dee nicht wie sonst in die Küche.

„Was? Wer?“, war alles, was Dee herausbrachte. „Wer?“

Sie bekam darauf keine Antwort, aber ein Blick in Maries Gesicht war im Grunde Antwort genug. In dem Moment kam auch schon Mrs Angotti durch den Vorgarten auf sie zugerannt. In ihrer Hand flatterte ein Geschirrhandtuch, das so aussah wie eine weiße Fahne. Das Zeichen für Kapitulation ... Mrs Angotti hatte zehn Jahre zuvor ihren Mann bei einem Grubenunglück verloren.

„Gehen Sie!“, rief sie Dee schon von Weitem zu. „Gehen Sie. Ich kümmere mich um Toby, solange es nötig ist.“

Und dann fiel auch schon die Fliegengittertür hinter ihr zu, und Dee rannte zusammen mit Marie zu deren altem Pick-up. Sie mussten sofort zum Bergwerk, denn dort war Manny.

Marie legte den Gang ein und gab so heftig Gas, dass der Kies in der Auffahrt aufspritzte, und dann rasten sie über die kurvige Bergstraße. Dee hielt sich zwar fest, so gut es ging, wurde aber trotzdem auf ihrem Sitz hin und her geschleudert. Die verharschten Schneehaufen an den Straßenrändern waren schwarz von Ruß, der in der Gegend überall bis in die hintersten Winkel drang.

Als sie in die Straße zum Bergwerk abbiegen wollten, wurde ihnen dort von einem Polizisten der Weg versperrt. Er signalisierte ihnen und auch allen anderen Autofahrern, dass sie umkehren und zurückfahren sollten.

Dee packte Marie am Arm und sagte: „Fahr weiter! Ich muss doch zu Manny.“

„Bitte fahren Sie zur Feuerwache“, sagte der Polizist zu ihnen. Weil er eine Sonnenbrille trug, konnte man seine Augen nicht sehen, und seine Miene war wie versteinert.

Marie und Dee sagten beide kein Wort. Dass sie zur Feuerwache umgeleitet wurden, war kein gutes Zeichen, denn es bedeutete, dass sie wahrscheinlich warten müssten, weil es sich um einen schwerwiegenden Zwischenfall handelte. Wortlos wendete Marie den Wagen und fuhr wieder zurück in Richtung Stadt.

Als sie bei der Feuerwache im Stadtzentrum ankamen, standen dort bereits etliche weitere Geländewagen und Pick-ups. Der Morgen war nass und grau, und Dee machte keine Anstalten auszusteigen, als Marie rechts an den Straßenrand fuhr, hinter dem Subaru von Tinsy Frau anhielt und den Motor ausstellte.

Dee war jetzt fast apathisch. Die Energie, die der Adrenalinschub nach der Schreckensnachricht bei ihr freigesetzt hatte, war wie weggeblasen, und sie fühlte sich wie ein nasser Sack. Rasch drang die feuchte, schwere Kälte von draußen ins Wageninnere, und sie begann zu zittern.

Ein älteres Ehepaar, das sich gegen das nasskalte Wetter dick eingepackt hatte, kam zu Fuß die Schotterstraße herauf. Dee konnte nicht erkennen, wer sie waren, aber zwei mit Mikrofonen bewaffnete Reporter stürzten auf die beiden zu. Presse und Fernsehen waren also schon da.

„Du musst da reingehen, Schätzchen“, forderte Marie sie irgendwann auf und legte ihre Hand auf Dees Arm.

Dee kämpfte mit den Tränen und zog ihre Wolljacke fester um sich.

„Vielleicht ist ihm ja auch gar nichts passiert“, versuchte Marie sie zu beruhigen.

Doch Dee rührte sich immer noch nicht. Solange sie nicht dort hineinging, konnte sie noch so tun, als wäre nichts passiert. Aber es *war* etwas passiert, und wenn sie erst einmal aus dem Auto gestiegen war, würde es unerbittlich zur Realität werden.

„Ich gehe mit dir“, sagte Marie schließlich, und erst da öffnete Dee langsam die Beifahrertür. Gemeinsam gingen sie in die Feuerwache hinein.



Toby blickte von seiner Spielzeugetisenbahn auf. Er hatte die Schienen einmal um den ganzen Raum herum gelegt, schaffte es jetzt aber nicht, die letzte Schiene einzusetzen, um den Kreis zu schließen. Sonst half ihm immer sein Papa dabei.

Mrs Angotti saß mit ihrem Strickzeug in einem Sessel auf der

anderen Seite des Zimmers und schaute hin und wieder zu ihm hinüber. Er war froh, dass sie da war, denn sie hatte immer etwas Süßes für ihn in der Tasche.

Eigentlich war alles wie immer, aber trotzdem fühlte sich irgendwas komisch an, irgendwie fremd, sodass er sich seinen Papa herbeiwünschte. Der sollte ihn mit seinen starken Armen festhalten.

Toby hob seinen kleinen braunen Teddybären vom Fußboden auf und rieb sich mit der Teddynase über die Wange. Sie war so schön weich, und das beruhigte ihn. Den Teddy hatte er von seinem Papa geschenkt bekommen. Als Mama und Papa am Morgen gestritten hatten, war es Toby ganz komisch geworden. Er mochte es gar nicht, wenn sie sich zankten.

Mrs Angotti kam jetzt zu ihm herüber, setzte sich auf den Boden, fügte die letzte Schiene in die Lücke in dem fast fertigen Kreis ein und gab ihm dann ein Stück Schokolade. Schokolade mochte er gern, und als er den süßen Geschmack im Mund spürte, schloss er genüsslich die Augen.

Er fragte sich, ob Papa heute wohl wieder draußen mit ihm spielen würde. Unter dem Blumenkorb auf der Veranda hatte ein Vogel sein Nest gebaut, und Papa hatte ihn hochgehoben, damit er die winzigen kleinen Küken sehen konnte, die in dem Nest hockten, hungrig ihre Schnäbelchen aufsperrten und zirpten. Papa war der Allerstärkste, und er hatte ihm versprochen, dass er ihn heute wieder hochheben würde, damit er die kleinen Vögel anschauen konnte. Tobys Welt war ganz und gar in Ordnung.



Manny schlug wieder die Augen auf.

Er lag auf dem Rücken und verspürte einen stechenden Schmerz im einen Bein und auch im einen Arm. Um ihn her war es so schwarz, dass er einen Moment lang nicht sicher war, ob er die Augen überhaupt offen hatte. Seit Jahren arbeitete er tagtäglich unter Tage, und es war dort immer dunkel, aber diese Finsternis jetzt war so total, dass es ihm so vorkam, als hätte der Weltuntergang stattgefunden.

Was war passiert? Er versuchte sich zu konzentrieren. Es hatte eine Explosion gegeben und danach einen Einsturz. Jetzt fiel ihm alles wieder ein, und er musste einmal tief Luft holen.

Er war also zunächst mal noch am Leben. Mühsam versuchte er, sich zu bewegen, aber Felsbrocken und Geröll drückten ihn zu Boden. Er musste so schnell wie möglich hier raus. Wie lange war er wohl bewusstlos gewesen?

„Tiny! Ralph!“, rief er, und dabei drang ihm Staub in die Lunge, sodass er hustend und keuchend nach Luft rang, wobei ihm heiße Schmerzblitze durch den Brustkorb jagten.

Er versuchte seine Finger zu bewegen und konnte sie alle spüren. Das war ein gutes Zeichen. Aber er verspürte einen schweren Druck auf der Brust. Ob das sein Herz war? Oder lag es nur am Gewicht des Gerölls?

„Tiny?“, rief er jetzt noch einmal lauter. „Ralph?“

Aber es kam keine Reaktion außer dem unheimlichen Ächzen im Gestein, das nur hin und wieder von einem gelegentlichen Krachen und Knacken unterbrochen wurde.

Er schloss wieder die Augen, denn er war so unglaublich müde, dass er am liebsten einfach wieder eingeschlafen wäre.

Nein, nicht einschlafen. Bleib wach.

Das war seine einzige Chance; irgendwie wusste er das.

Ob es so wohl auch für seinen Vater gewesen war? Er konnte sich kaum noch an das Grubenunglück erinnern, bei dem sein Vater ums Leben gekommen war, denn er war damals erst drei Jahre alt gewesen ... also genauso alt wie Toby jetzt.

Bei der Bergung der Toten hatte man seinen Vater kniend in dem eingestürzten Stollen gefunden. Die letzten Worte, die sein Vater gesprochen hatte, waren also ein Gebet gewesen. Manny hatte seine ganze Kindheit mit dem Loch in seinem Herzen leben müssen, das sein Vater hinterlassen hatte

Er würde nicht zulassen, dass Toby das Gleiche erleben musste.

Ein Schauer durchfuhr Manny, und er versuchte wieder mühsam, sich zu bewegen. Doch es gelang ihm nicht, die Last der Gesteinsbrocken, unter denen er lag, loszuwerden. Sie waren kalt und schwer, und er fühlte sich wie in einem Grab.

„Hilfe“, keuchte er. „Hilfe!“

Das Rufen tat weh; er bekam nicht genug Luft. „Vater“, rief er in die undurchdringliche Dunkelheit und wusste dabei gar nicht so genau, ob er gerade Gott rief oder seinen leiblichen Vater. Doch war das nicht eigentlich auch völlig egal? „Vater“, flüsterte er noch einmal in der Schwärze um ihn her. „Bitte nicht so.“

Und dann hörte er Stimmen. „Manny! Manny!“

Ganz hinten im Stollen sah er in der Ferne zwei flackernde Lichter, die auf ihn zukamen.

„Hier“, antwortete er mühsam keuchend. „Ich bin hier drüben!“ Die Lichter kamen näher.

„Hey, Mann“, sagte Ralph, und Manny sah, dass das Gesicht seines Kumpels blutverschmiert war. „Geht’s dir gut? Alles in Ordnung?“ Ralph klang schwach und sah ziemlich mitgenommen aus.

„Wo ist Tiny?“, fragte Manny seinen Kumpel, brachte aber wieder kaum mehr als ein Keuchen heraus.

„Ich bin hier“, antwortete Tiny und hielt sein Gesicht in den Lichtkegel von Ralphs Grubenlampe. Und dann begannen die beiden Männer ohne ein weiteres Wort die Gesteinsbrocken von Mannys Brust zu räumen.

Ralf legte zuerst Mannys Arme frei, sodass der auch selbst mithelfen konnte, sich von dem Schutt und Geröll auf seinem Oberkörper und den Beinen zu befreien.

„Wir müssen hier raus“, sagte Tiny, während er unermüdlich weiterarbeitete. „Und zwar so schnell wie möglich.“

Manny schloss die Augen und versuchte, gleichmäßig zu atmen. Er hatte recht; es konnte jederzeit zu einer weiteren Explosion kommen oder zu einem noch schlimmeren Einsturz der instabil gewordenen Gänge.

Endlich hatten sie das meiste Geröll von Manny weggeschafft. Ralph beugte sich vor und richtete das Licht seiner Grubenlampe auf Mannys Beine. Vorsichtig tastete er sie nacheinander nach Verletzungen ab. Manny konnte den Druck seiner Hände spüren. Das war gut, oder? Wobei ihm auch die Schmerzen schon deutlich gemacht hatten, dass seine Beine sicher nicht gelähmt waren.

„Du hast eine ziemlich üble Wunde am Knie“, meldete Ralph. „Aber sie sieht nicht allzu tief aus“, fuhr der Kumpel fort. „Ich werde versuchen, sie zu verbinden und die Blutung zu stoppen.“

Manny verspürte einen durchdringenden Schmerz, als Ralph sein Halstuch um das Knie band und dann festzog. *Nicht das Bewusstsein verlieren*, ermahnte er sich selbst.

Als er sich wieder gefangen hatte, tastete er nach Ralphs Arm, um sich daran festzuhalten. Mit der Hilfe seines Kumpels schaffte er es, sich aufzurichten. Erst belastete er das eine Bein, und als das gelang, auch das zweite.

„Hallo? Hallo!“, war in der Ferne eine Stimme aus dem dunklen Stollen zu hören, und wenig später kam ein Lichtstrahl auf sie zu. Dann tauchte der junge Mann auf, den alle nur „der Kleine“ nannten, und kam über Geröll und Gesteinsbrocken geklettert, gefolgt von Buck Rollins, einem älteren Bergmann aus Pursglove. Im Licht ihrer Grubenlampen wurde die Verwüstung um sie her erschreckend deutlich.

„Manny, Ralph, Tiny, ist bei euch alles in Ordnung?“, fragte Buck.

„Ja, so weit alles klar“, kam die Antwort von den Männern.

Da standen sie – fünf Männer in einem kleinen Kreis, als scharfen sie sich um ein Lagerfeuer. Im Licht der Helmlampen sah der Staub, der in der Luft hing, wie Morgennebel im Freien aus.

„Wir müssen hier raus“, sagte auch „der Kleine“ noch einmal mit furchtsam hoher, zittriger Stimme. Verdammt, wie hieß der Junge noch mal? Manny wollte sein Name einfach nicht einfallen.

„Zum Bewetterungsschacht“, sagte Ralph und zog sich sein Halstuch über den Mund. „Da suchen sie zuerst.“

Manny nickte und drehte sich um, und als ihm dabei ein heißer Schmerz durchs Bein schoss, stieß er einen unterdrückten Fluch aus. Er machte erst einen vorsichtigen Schritt mit dem unverletzten Bein und dann einen mit dem verletzten, und zu seiner Erleichterung stellte er fest, dass er ohne Hilfe gehen konnte. Das beruhigte ihn etwas.

In dem Moment hallte ein lautes Krachen durch die gesamte Schachanlage. Die Männer erstarrten und machten sich dann hastig auf den Weg zum Bewetterungsschacht, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.



„Hier ist 11Alive. Wir berichten aus Eastriver, West Virginia, wo sich im Bergwerk Eastriver 23 eine Explosion ereignet hat.“

Dee trat näher an den kleinen Fernseher heran, der in der Feuerwache an der Wand hing. Auf dem Bildschirm war ein Reporter vor dem Bergwerkseingang zu sehen; im Hintergrund quoll Rauch aus einem Schacht.

„Wir warten hier gespannt darauf, etwas über das Schicksal der Männer zu erfahren, die in der Mine 23 nach einem Stolleneinbruch unbekanntes Ausmaßes unter Tage festsitzen. Aus dem Schacht kommen derzeit Überlebende, die die Leichen ihrer ums Leben gekommenen Kumpels geborgen haben.“

Bei diesen Worten schlug sich Dee entsetzt die Hand vor den Mund.

Noch einmal gab es einen Kameraschwenk über das gesamte Gelände, wobei dieses Mal mehrere Gruppen von Männern gezeigt wurden, die dicht beieinanderstanden, vor ihnen auf dem Boden die zugedeckten tödlich verunglückten Kumpel.

Ein Schrei wollte aus Dee herausbrechen, blieb aber irgendwo unterwegs stecken. Durch dieses Bild wurde alles für sie zu bitterer Realität.

„Clive!“, rief eine Frau aufgeregt und zeigte auf den Bildschirm. „Da ist Clive.“ Dann brach sie in Tränen aus und sank auf einem der Klappstühle zusammen. Dee suchte fieberhaft den Bildschirm nach Manny ab, konnte ihn aber nirgends entdecken.

Als der Fernsehbericht zu Ende war, redeten in der Feuerwache alle gleichzeitig durcheinander.

„Hier“, sagte Marie und drückte Dee einen Styroporbecher mit Kaffee in die Hand. Der Klappstuhl, auf dem sie saß, war hart und kalt, und die in trostlosem Moosgrün gestrichenen Wände der Feuerwache waren unendlich deprimierend.

Dee brachte kein Wort heraus, sondern hielt nur ihren Kaffeebecher umklammert und wartete. Wenn es einen Menschen unter all den Leuten hier gab, der wusste, was Dee gerade durchmachte, dann war das Marie. Sie hatte nämlich vor drei Jahren ihren Mann Jimmy bei einem Grubenunglück im Kohlebergwerk verloren. Im Grunde gab es unter all den Menschen in der Feuerwache keinen, der nicht irgendwann schon einmal einen solchen Verlust erlitten hatte.

Eine grauhaarige Frau mit Dutt im Nacken weinte an der Schulter des Mannes neben ihr. Dee kannte den Sohn der beiden. Er hieß eigentlich Harold, wurde aber von allen nur „der Kleine“ genannt, weil er der jüngste der Kumpel war. Er hatte bis vor ein paar Monaten die Technikerschule besucht, die Ausbildung dort dann aber abgebrochen, um Geld zu verdienen, weil er heiraten wollte. Seine Freundin Sarah saß klein und bleich neben seinen Eltern und rang nervös die Hände im Schoß.

„Der Kleine“ erinnerte Dee an Manny, wie er vor vielen Jahren gewesen war. Manny und sie hatten sich schon in der Highschool ineinander verliebt und waren seitdem immer ein Paar gewesen. Dee konnte sich kaum daran erinnern, wie es ohne Manny gewesen war ... doch dieses gemeinsame Leben war jetzt in Gefahr.

Wenn sie recht überlegte, hatte es in den vergangenen Monaten immer wieder Zwischenfälle im Bergwerk gegeben, die alarmierend gewesen waren. Sie hatte jedenfalls das Gefühl gehabt, dass die Arbeit dort immer gefährlicher wurde – und dieses Gefühl hatte sich jetzt auf furchtbare Weise bestätigt. Ihr wurde fast schwindelig bei dem Gedanken, wie schnell es zur Katastrophe gekommen war.

„Ich geh jetzt da rauf“, schrie ein Mann. „Ich lasse mich nicht mehr länger hinhalten.“

Dee stand ebenfalls auf, um sich ihm anzuschließen und mitzugehen, und außer ihr gingen noch etliche andere zum Ausgang.

Doch in diesem Moment ging die Tür auf und der Bergwerksdirektor Doug Cafferty betrat den Raum, woraufhin es auf der Stelle still wurde. „Es hat unter Tage eine Explosion gegeben“, begann er, und ein allgemeines entsetztes Luftschnappen folgte, obwohl im Grunde alle Anwesenden das ja längst wussten und der Mann eigentlich nichts Neues mitgeteilt hatte.

„Was genau ist denn passiert?“, fragte jemand aus der Menge.

„Wie viele Männer sind es?“, rief jemand anders.

„Und wie geht es jetzt weiter?“ war außerdem zu hören.

Doug hob eine Hand, um für Ruhe zu sorgen. „Bitte bleiben Sie ruhig“, sagte er. „Es kommen zurzeit immer noch Überlebende aus dem Schacht, und wir tun alles, was in unserer Macht steht, um die Männer herauszuholen, die noch unten eingeschlossen sind. Die Rettungsmannschaften bereiten gerade alles für eine Suchbohrung

zum Wetterungsschacht am östlichen Ende vor. Es wird dabei ein schmaler Schacht gebohrt, und sobald wir einen Durchbruch haben, werden wir ein Mikrofon hinunterlassen.“

Seine Miene wurde noch düsterer, als er fortfuhr: „Es gibt leider auch Todesopfer zu beklagen. Die betroffenen Familien werden gerade benachrichtigt.“

Dee schob sich mit der kleinen Gruppe Angehöriger weiter nach vorn, die Doug Cafferty bedrängten, mehr Informationen herauszurücken. Dabei redeten alle gleichzeitig, sodass der Bergwerksdirektor wieder die Hand hob, bevor er die Anwesenden informierte: „Die Überlebenden werden jetzt erst einmal alle ins Kreiskrankenhaus gebracht. Maddie hat eine Liste der betroffenen Personen.“

Aller Aufmerksamkeit richtete sich jetzt auf eine junge Frau mit einem Klemmbrett, die unbemerkt hinter Doug Cafferty den Raum betreten hatte. Sie las die Namen der geretteten Bergleute vor, woraufhin die Angehörigen der Genannten eilig die Feuerwache verließen, um zu ihren Lieben ins Krankenhaus zu fahren.

Mannys Name stand offenbar nicht auf der Liste, denn er wurde nicht aufgerufen. Schwer ließ sich Dee wieder auf den harten Klappstuhl sinken, als der letzte Name verlesen worden war.

„Wir tun alles, was in unserer Macht steht, um Ihre Männer zu orten und dann zu bergen“, wiederholte Doug noch einmal. „Aus Fairmont ist inzwischen ein größerer Bohrer unterwegs, der voraussichtlich in etwa acht Stunden hier eintreffen wird. Wenn wir ...“, er hielt kurz inne und korrigierte sich: „... *sobald* wir die Männer lokalisiert haben, holen wir sie da heraus“, fuhr er dann fort und strich sich mit der Hand über sein schütter werdendes Haar. Er sah müde aus.

Da Dee das Haus verlassen hatte, wie sie war, trug sie nur eine Strickjacke und bemerkte erst jetzt, dass ihr kalt war. Sie verschränkte zitternd die Arme vorm Körper. Sie drehte sich von Doug weg und schaute zum Fenster hinaus über die grauen Berge. Sie wollte keine Witwe sein. *Witwe*. Schon allein der Klang dieses Wortes war irgendwie hart und bitter. Sie wollte nicht ohne Manny leben. Sie liebte ihn doch! Wieder musste sie gegen die Tränen ankämpfen.

Die nächsten paar Stunden würden darüber entscheiden, wie ihr Leben weitergehen würde, und das galt genauso für das Leben ihres

Sohnes. Als Dee an sich herunterschaute, stellte sie fest, dass sie in ihren alten, abgetragenen Hausschuhen von zu Hause aufgebrochen war, und da endlich verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und ließ ihren Tränen freien Lauf.



„Das überleben wir nicht“, hörte Manny den „Kleinen“ laut schniefend sagen. Die Stollendecke war hier sehr niedrig, sodass sie gebückt durch knöcheltiefes Wasser waten mussten. Manny war sicher, dass es in der Nähe einen kleinen unterirdischen Fluss geben musste, der nach dem Erdbeben offenbar in den Stollen floss, und das konnte für sie noch zu einem Problem werden. Das Wasser war kalt, und Manny spürte bereits jetzt seine Zehen nicht mehr.

Sie fanden die kleine Ausbuchtung, die eigentlich als Wetterschacht für die Frischluftzufuhr gedient hatte, aber jetzt nach der Explosion nur noch ein Haufen losen Schiefergesteins und anderen Gerölls war. Immerhin konnten sie aus dem kalten Wasser auf die einigermaßen stabile Erhöhung steigen und rückten so weit wie möglich nach hinten. Dann fingen sie an, aus herumliegenden Segeltuchsäcken und Steinen eine Art Damm zu errichten, um das Wasser fernzuhalten und vielleicht auch etwas von den möglicherweise austretenden Gasen, bis die Rettungsmannschaften eintrafen. Es tat gut, etwas zu tun zu haben, und deshalb drängte Manny die anderen, ihn mithelfen zu lassen, obwohl sein Bein heftig pochte.

Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis die provisorische Wand fertig war. Manny rang keuchend nach Atem und musste sich an die Stollenwand lehnen. Sie hatten getan, was sie konnten, um die Stelle zu stabilisieren und zu stützen. Doch nun saßen sie auch fest, denn sie konnten weder vor noch zurück. Hinter ihnen war die Stollenwand, vor ihnen die provisorische Barriere und das steigende Wasser.

„Jetzt können wir nur noch warten“, sagte Buck mit seiner tiefen Bassstimme.

Manny saß in der Dunkelheit, und das einzige Geräusch, das er hören konnte, war das gelegentliche Tropfen des Wassers von der

Decke und das Atmen seiner Kumpels. Die Männer waren alle sehr still.

Sie warteten.



Wo blieb Mama nur? Und wo war Papa? Toby war inzwischen müde geworden, und eigentlich hätte er ins Bett gemusst. Mrs Angotti machte ihm Abendessen, aber sie machte es nicht so wie seine Mama. Sie schnitt das Brot falsch und strich auch keinen Honig auf die Erdnussbutter. Er wollte, dass sein Papa nach Hause kam und ihm aus dem Buch mit dem Papahasen vorlas, der das kleine Häschen lieb hatte.

Er fing an zu weinen, und Mrs Angotti nahm ihn auf den Arm und streichelte ihm über den Rücken. Aber das half kein bisschen, weil es nicht der Arm war, auf dem er jetzt sein wollte.



Die Zeit verging langsam. Oder war es schnell? Tatsache war, dass Manny buchstäblich keinen Schimmer hatte, wie viel Zeit vergangen war, seit sie den Damm fertiggestellt hatten.

„Hey, Manny“, sagte der Kleine und kam zu ihm herüber. Im schemenhaften Licht der Grubenlampen sah Manny, dass er sich ganz dicht zu ihm beugte, als wollte er ihm ein Geheimnis anvertrauen. „Hör doch mal.“

Manny schloss die Augen und konzentrierte sich. Über ihnen im Fels war ein ganz leises schabendes Geräusch zu hören ... so leise, dass es vielleicht nur Einbildung war ... aber vielleicht ja auch nicht.

„Pssst“, sagte er laut zu den anderen und lauschte dann wieder angestrengt, um sich zu vergewissern, ob er tatsächlich etwas hörte. War da Bewegung im Gestein und damit ein Hinweis auf einen weiteren Einsturz, oder war es vielleicht noch etwas anderes?

Unter den Männern entstand eine spürbare Unruhe. Alle Blicke richteten sich gleichzeitig zur Stollendecke, obwohl sie ohnehin

nichts sehen konnten. Doch, ja, sie hörten jetzt tatsächlich alle ein leises, schabendes Geräusch, das allerdings sehr weit entfernt zu sein schien. Vielleicht war es ja das Geräusch eines Bohrers, der sich durch das Gestein arbeitete? Konnte es sein, dass man schon mit der Suchbohrung begonnen hatte?

„Sie kommen“, sagte der Kleine und wiederholte es in der darauffolgenden Stunde etwa alle zehn Minuten. „Sie sind es. Sie kommen.“

Die anderen Männer sagten dazu nichts, sondern schwiegen. Sie saßen auf dem felsigen Boden, manche mit dem Rücken an die Stollenwand gelehnt, und jeder von ihnen war ganz in seine eigenen Gedanken vertieft, aber alle Ohren waren auf das leise Geräusch über ihnen ausgerichtet.

Das Geräusch dauerte an, und inzwischen waren sie sich ziemlich sicher, dass es von einer Bohrung stammte, denn es war sehr gleichmäßig, und es wurde lauter und kam näher, sodass die Zuversicht der Männer wuchs.

Irgendwann bewegte sich schließlich etwas in der Mitte der Decke über ihnen. Kleine Kohlestückchen fielen zu Boden, und im trüben Schein ihrer Grubenlampen war neuer Staub in der Luft zu sehen.

Und dann brach der Bohrer zu ihnen durch.

Die fünf Männer waren in Sekundenbruchteilen auf den Beinen und schrien alle laut durcheinander:

„Sie haben uns gefunden!“

„Wir schaffen es vielleicht doch!“

„Hurra!“

Als der Metallstab des Bohrers auf den Stollenboden traf, ging der Kleine hinüber und drückte einen dicken Kuss darauf. Buck zog einen Hammer aus seinem Werkzeuggürtel und schlug fünf Mal gegen den Stab, dann weitere fünf Mal und dann noch ein weiteres Mal. Fünf Mal für jeden der Männer.

In angespanntem Schweigen standen sie danach im Kreis und warteten. Manny hielt unbewusst die Luft an.

Und dann hörten sie es: fünf Schläge von oben gegen den Metallbohrer. Irgendwo weit über ihnen, im Land der Lebenden und des Lichts, wurde die Antwortnachricht mithilfe eines Hammers in den

Schacht hinuntergesendet. Diese fünf Schläge bedeuteten alles für sie. Man hatte sie gehört, und jetzt würde Hilfe kommen.

Manny umarmte den „Kleinen“. „Wir werden nicht sterben“, sagte der Junge, bereute aber auf der Stelle, dass er die Worte tatsächlich ausgesprochen hatte. Tatsache war nämlich, dass sie noch längst nicht gerettet waren.

Der Metallbohrer wurde durch den schmalen Schacht wieder hochgezogen, und dann saßen die Männer wieder allein im Dunkeln. Ein paar Minuten lang starrten sie noch auf das schwarze Loch in der Decke, das einen Durchmesser von ungefähr fünfzehn Zentimetern hatte, bis sich Buck räusperte. Zum Glück sprach er nicht aus, was alle dachten, nämlich dass es zwar toll war, dass man sie gefunden hatte ... aber dass sie noch weit davon entfernt waren, tatsächlich hier rauszukommen. Es konnte Tage dauern, bis die Rettungsmannschaften zu ihnen durchkamen.

Sie setzten sich also wieder mit dem Rücken an die Stollenwand. Und auch wenn es irrational war, konnten sie nicht anders; immer wieder starrten sie auf das Loch in der Decke, das ihre einzige Verbindung zur Außenwelt war.

Manny hatte das Gefühl, dass es in dem kleinen Raum, den sie sich selbst geschaffen hatten, immer kälter wurde, aber vielleicht war es hier unten ja auch immer so kalt, und das war ihnen nur nicht aufgefallen, solange sie in Bewegung waren. Jedenfalls tat es keinem von ihnen gut, hier in der feuchten Dunkelheit zu sitzen.

Sie hatten nichts zu essen, und schon bald würden auch die sehr langlebigen Grubenlampen den Geist aufgeben. Und dann waren da noch die Gase – es bestand immer die Gefahr austretender Gase.



Es wurde Abend, und die Anzahl der Menschen, die in der Feuerwache auf Neuigkeiten warteten, verringerte sich.

Dee konnte einfach nicht mehr länger still sitzen, aber sie wusste auch nicht, wohin sie gehen oder was sie sonst tun sollte. Deshalb lief sie im Gang der Feuerwache auf und ab. Marie war nach Hause gefahren, um ihren Kindern Abendessen zu machen.